



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zugestoßen, und dann guckte ich durch die Tür. Er merkte es nicht. Und da lag er auf den Knien und streichelte Mutters Kopflissen —

Und seither bist du nicht wieder bange gewesen, wie?

Nein, seither bin ich nicht bange gewesen — Und nun wird mir nie im Leben wieder bange sein! Bei dir!

Benny!

Sie saßen beieinander — lautlos.

Da richteten sie sich beide auf und lauschten. Es klang so laut und deutlich aus dem Nebenzimmer zu ihnen herein: Ja ja, in einem Portal von schimmerndem Golbe!

* * *

Als Svend Bugge am nächsten Morgen im Begriff war, zur Schule zu gehn, kam Oberlehrer Hauks Mädchen mit dem Bescheid, daß der Oberlehrer über Nacht gestorben sei.

Sie hatten ihn im Bett gefunden, ruhig und friedlich — als schlafe er.

Von dem hohen Kirchturm herab läuteten die Glocken. Der Klang zitterte lange nach in der frostklaren Luft.

Schimmernd weiß lag das Land da mit seinen Bergen, so festtägig still in dem Schneegewand. Der Sund flutete dunkelblau, und auf den Hügeln stand der Birkenwald und glitzerte von Reif.

Den Friedhofsweg hinan bewegte sich der lange, schwarze Leichenzug. Die Letzten waren noch nicht aus dem Schulportal heraus. An der Spitze, hoch oben auf dem Hügel, schritt die Prima als Wache und Garde der florummundnen Schulfahne.

Dann folgte der schwarze Wagen mit dem unter Blumen begrabnen Sarge des Oberlehrers.

Und der Glockenklang zitterte lange nach in der sonnigen Frostluft.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

16. November 1908

(Die Reichstagsdebatten über das Kaiserinterview. Die Franzosen und das Grubenunglück in Westfalen.)

Heute ist es unmöglich, mit etwas anderem zu beginnen, als mit einem Rückblick auf die Reichstagsdebatten über das unglückselige Kaiserinterview des Daily Telegraph, dessen authentischer englischer Text übrigens in Deutschland immer noch nicht in weitem Kreise bekannt geworden ist. Auf die einzelnen Reden hier einzugehn, ersparen wir uns gern; sie sind durch alle Tagesblätter gelaufen und von allen Seiten beleuchtet worden. Aber eins verdient hervorgehoben zu werden, weil es etwas höchst seltenes ist. Der Reichstag war einmal vom äußersten rechten bis zum äußersten linken Flügel einig in seinem Urteil, einig wie das deutsche Volk, das er vertritt, und wie die deutsche Presse. Leider war dieses Urteil zunächst rein negativ, war eine scharfe, zu schonungslose Kritik am Oberhaupte der Nation, eine Kritik, wie sie niemals ein modernes Parlament an seinem Monarchen geübt hat. Das war des Reichstags gutes Recht; zu bedauern bleibt aber doch, daß

dabei das, was der Kaiser schon Positives für das Reich geleistet hat, gänzlich zurücktrat, und daß nur eine Partei, die Konservativen, einen Ton persönlicher Anhänglichkeit fand. Und etwas sehr Positives ging doch auch aus diesen peinlichen Debatten hervor: der einmütige Wille des Reichstags und der Nation, die konstitutionelle Verfassung unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, ein sogenanntes persönliches Regiment unbedingt auszuschließen. Der Kaiser möge sich enthalten, irgendwie außerhalb des amtlichen Kreises gegen unverantwortliche Personen, vollends gegen unkontrollierbare Ausländer über politische Dinge, vor allem über Dinge der auswärtigen Politik persönliche Ansichten zu äußern, die den Gang dieser Politik stören können, weil sie in seinem Munde sofort eine weittragende unberechenbare Bedeutung gewinnen; er möge auch nicht meinen, durch persönliche Bemühungen dieser Art die Stimmung eines fremden Volkes für sich und uns gewinnen zu wollen — das ist in diesem Falle völlig fehlgeschlagen —; er möge endlich auf ein fremdes Volk nicht mehr Rücksicht nehmen als auf sein eigenes, indem er sich zu dem, was seine Deutschen weniger dachten, in Gegensatz stellt; diese und aus edeln Motiven für die Buren empfanden, in Gegensatz stellt; diese Forderungen sind es, die aus allen Reden herausklangen. An sein monarchisches Recht, seinen persönlichen Willen amtlich zur Geltung zu bringen, hat der Reichstag nicht getastet; einen Schattenkaiser, der nur der höchste Beamte seines Parlaments wäre, der, wie die alte Phrase lautete, nur herrscht, nicht regiert, will kein guter Deutscher. Aber der Kaiser selbst hat gleich am Beginn seiner Regierung als die Regel seines eignen Waltens den Satz Friedrichs des Großen proklamiert, daß der König des Volkes erster Diener sein solle, und weiter verlangen auch die Deutschen nichts. Die andern Maxime des alten Absolutismus freilich: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!“ weisen sie mit Bestimmtheit zurück, denn sie hat Preußen nach Jena geführt und ist unmöglich für ein selbstbewußtes, geistiges Volk.

Eins aber muß jeden, der es ehrlich meint mit Kaiser und Reich, mit tiefer Trauer und banger Sorge erfüllen. Die Veröffentlichung des Interviews hat nicht nur dem persönlichen Ansehen des Kaisers, sondern auch dem Kaisertum und dem monarchischen Prinzip unermesslichen Schaden zugefügt. Ein Monarch, der heute nicht mit seinem Volke empfindet, nicht innerlich mit ihm lebt, wie es in so einziger Weise der alte Kaiser Wilhelm, der „Siegreiche“ in jeder Beziehung, verstanden hat, gefährdet nicht nur sich, sondern die Monarchie, denn das Volk unterscheidet nicht die Person von dem Amte, am wenigsten das deutsche. Und jetzt droht sich wieder der bei uns unausrottbare Partikularismus aller Sorten und die republikanische Strömung mächtig zu verstärken. Wie viel Blut und Arbeit hat es doch gekostet, dieses Reich deutscher Nation aufzurichten, und wie viel Begeisterung hat es erweckt! Jetzt ist es, als wenn uns der Boden für diese Empfindungen unter den Füßen weggezogen würde. Auch denen, die immer für den Kaiser eingetreten sind, waren die Waffen aus der Hand gewunden. Nur der Gedanke kann uns etwas trösten: die Personen sind vergänglich, die Nation als solche lebt weiter, solange sie sich nicht selbst aufgibt, ist irdisch gesprochen unsterblich, und als eine Nation haben sich die Deutschen hier wirklich gezeigt.

Gegen die Wiederkehr ähnlicher Erfahrungen hat man Garantien verlangt, vor allem eine verstärkte Verantwortlichkeit des Reichskanzlers dem Reichstage gegenüber. Aber kein Reichskanzler wird die formelle Bürgschaft dafür übernehmen können, daß sein Monarch in irgendeinem unbewachten Augenblicke vielleicht der Erregung irgendeiner verfänglichen Äußerung gegen ungeeignete Personen tut. Er kann seinen Abschied fordern und erhalten, das ändert aber nichts an dem Geschehenen. Die einzige wirksame Garantie ist der eigne freie Entschluß des Kaisers, seine impulsive Natur zu zügeln und die Äußerungen seines starken persönlichen

Machtbewußtseins in Schranken zu halten. Das vorliegende Problem ist also weniger politisch als psychologisch. Darin liegt einerseits die Schwierigkeit, andererseits unsere Hoffnung, denn an der Hochherzigkeit und dem edeln Willen, an der hohen Intelligenz und der Pflichttreue des Kaisers zweifelt auch heute kein Mensch.

Unserer auswärtigen Politik hat das Ganze übrigens viel weniger geschadet als man anfangs annahm, und die Haltung der Franzosen bei dem furchtbaren Grubenunglück in Westfalen zeigt zugleich, welch unermeßliche Torheit es gewesen wäre, wenn es wegen der elenden Fremdenlegionäre von Casablanca zwischen den beiden großen Kulturvölkern zu einem offenen Konflikt gekommen wäre. *

Frankreichs Trophäen aus dem Kriege 1870/71. Zu unserm Artikel in Nr. 41 der Grenzboten erhalten wir von einem Offizier des Großen Generalstabs folgende Bestätigung und Ergänzung: „Das vorläufig noch nicht aufgefunden fünfte Geschütz wird Herr Picquart wohl vergeblich suchen. Es sind im Feldzuge verloren gegangen: 1. Am 10. November 1870, am Tage nach dem Gefecht bei Coulmiers, zwei bayrische Reservegeschütze. Französische Kavallerie nahm bei St. Pérayv eine zurückgehende bayrische Munitionskolonne mit 21 Munitionswagen, 2 Reservegeschützen, 110 Pferden und 83 Mann. 2. Am 28. November 1870 ging bei Beaune-la-Rolande ein Geschütz der dritten schweren Batterie des Feldartillerieregiments Nr. 10 ehrenvoll verloren; 2 Fahrer, 5 Mann der Bedienung, 4 Pferde waren außer Gefecht gesetzt. Ein zweites Geschütz derselben Batterie konnte noch gerettet werden. 3. In Strepagny wurde am 30. November 1870 eine Erkundungsabteilung überfallen. Ein Geschütz der zweiten reitenden Batterie des sächsischen Feldartillerieregiments ging dabei verloren.“

Merkwürdigerweise läßt uns das Generalstabswerk bei diesen Nachforschungen vollständig im Stich. Es schreibt in Band V S. 1540 im Kapitel »Ergebnisse des Krieges«, es seien verloren gegangen 1 Fahne (preussischerseits rechnet man die Fahne des 2. Bataillons vom 16. Regiment nicht als verloren, weil am folgenden Tage ein Stück der Fahnenstange gefunden und um dieses später die neue Fahne herangesiekt worden ist. Die Franzosen, die die Spitze mit den Bändern nahmen und den obern Teil der Stange, an der das Fahnentuch gesessen hätte, wenn es noch vorhanden gewesen wäre, sind ebenso berechtigt, sich als Besitzer der Fahne anzusehen). Ferner heißt es im Generalstabswerk: sechs (!) Geschütze seien verloren gegangen, und dazu die Anmerkung: »Einschließlich zweier Reservegeschütze. Außerdem gingen 2 Geschütze am 18. August verloren, welche aber durch die Kapitulation von Metz wieder in die Hände der Deutschen zurückgelangten.« Nach diesem Wortlaute müßte man annehmen, daß 6 Geschütze verloren gegangen seien. Das ist jedoch nicht der Fall.“

Zu diesen dankenswerten Mitteilungen fügen wir noch folgendes hinzu: Von dem Schicksal der am 18. August erbeuteten Fahmenteile hat der Eclair vom 26. September d. J. auf Grund französischer Quellen folgende interessante Schilderung gegeben: „Am Abend des 16. August erlitt die deutsche Brigade von Wedel, die die rechte Flanke der französischen Schlachtlinie angriff, bei der Ferme Greyère eine vollständige Niederlage. Durch das Feuer der Division Ciffey buchstäblich zerschmettert, flohen die deutschen Regimenter in völliger Auflösung; sie wurden von unserer Brigade Goldberg verfolgt. Bei dieser Verfolgung wurde eine Fahne des 16. Regiments unter einem Haufen von Gefallnen erobert. Der Leutnant Chabal bemächtigte sich ihrer, die Fahne wurde dem Obersten des 57. Regiments übergeben, der sie zum General Ciffey tragen ließ. Einen Monat lang blieb die Trophäe auf der Esplanade in Metz ausgestellt. Dann wurde sie ins Arsenal geschafft.“

Bei der Übergabe wurde sie durch Artillerieoffiziere gerettet, die sie zu Thiers brachten. Aber sie war unvollständig, es fehlten verschiedene Teile. Der Schiffskapitän Coffinières de Nordeck hatte von seinem Vater, der damals Gouverneur von Metz war, ein Stück schwarze Seide erhalten, das von der Fahne herrührte. Dieses Stück übergab er der Regierung. Die Trophäe wurde am 2. März 1872 im Hôtel des Invalides aufgestellt.

Hierzu schrieb der Oberst Chabal folgende Bemerkungen:

Monsieur le Rédacteur. Je viens de lire votre article du 26 septembre relatif aux trophées pris à l'ennemi en 1870.

Au sujet du fameux drapeau, celui du 16^e régiment d'infanterie prussienne vous vous exprimez ainsi: »Dans cette poursuite, le drapeau du 16^e régiment prussien fut conquis sous un tas de cadavres. Ce fut le lieutenant Chabal qui s'en empara ...«

Je vous serais personnellement très reconnaissant, monsieur, de vouloir bien, si l'occasion s'en présente encore, dire: que je me suis emparé dudit drapeau, les armes à la main, dans une lutte où le bas de la hampe rompue fut retrouvé dans les mains de mon adversaire.

Veuillez agréer, monsieur le rédacteur, l'assurance de ma respectueuse considération.

Le commandant CHABAL.

Das bei Etrepagny erbeutete sächsische Geschütz hat sich in Frankreich noch immer nicht gefunden. Es wird also wohl die Vermutung richtig sein, die in den „Aufzeichnungen über das 1. Rgl. Sächs. Manenregiment Nr. 17“ (Berlin, 1891) steht; hier sagt der Verfasser, der damalige Rittmeister Schmalz, auf S. 102 in einer Anmerkung: „Premierleutnant Lindner, der nach dem Überfall große Anstrengungen gemacht hat, etwas über den Verbleib dieses Geschützes zu erfahren, hat schließlich festgestellt, daß es auf dem eiligen Rückzug wahrscheinlich irgendwo ins Wasser geworfen worden ist.“ Die Aufzeichnungen des Manenregiments Nr. 17 enthalten eine ziemlich ausführliche Schilderung von dem für jeden Offizier höchst lehrreichen Überfall in Etrepagny; es sind hier auf deutscher Seite offenbar schwere Fehler im Sicherheitsdienst gemacht worden. Aus Leserkreisen ist uns von verschiedenen Seiten ein kleiner gedruckter Bericht über diesen Überfall zugesandt worden; dieser Bericht stammt von dem Veteranen Peter Schöffler (Leipzig-Gohlis, Gothaer Str. 16), der an dem verloren gegangnen Geschütz Mittelreiter war und wesentlich dazu beigetragen hat, daß bei dem mörderischen Straßenkampf in der dunkeln Novembernacht wenigstens das zweite Geschütz gerettet wurde. Dem kranken ehemaligen Kanonier scheint es schlecht zu gehn; wir möchten deshalb unsre Leser, die einmal ein paar Pfennige übrig haben, auf diesen Veteranen von Etrepagny aufmerksam machen.

E. G.

Ein Buch für den Weihnachtstisch des Kolonialfreunds. Es ist jetzt viel von der Besiedlung Deutsch-Südwestafrikas die Rede, und mit Recht, denn sie ist ohne Zweifel eine nationale Frage ersten Ranges. Da aber die Auswanderungslustigen in der Regel gar keine Vorstellung von dem Leben haben, das ihrer drüben wartet, so wird auf verschiedene Art versucht, die so notwendige Aufklärung zu verbreiten. Unter anderm sind verschiedene „Wegweiser“ und „Ratgeber“ erschienen, die in vortrefflicher Weise dem angehenden Ansiedler den einschlägigen Wissensstoff zu vermitteln suchen. Aber sie enthalten eben mehr oder minder trockne Angaben, die nicht für jedermann verständlich und verdaulich sind. Sie müssen ergänzt werden durch Schilderungen aus dem Leben, wie sie ein soeben bei G. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienenes Buch von Maria Karow bietet: Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. Farmerleben in Südwest nach dem Kriege. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. (Preis geb. 5 Mark.)

Das Buch, bis jetzt das einzige seiner Art, ist mit einem Geleitwort unsers kolonialen Mitarbeiters Rudolf Wagner versehen, das wir als treffende Würdigung ihrem wesentlichen Inhalt nach hier wiedergeben wollen: „Durch den Krieg ist Südwestafrika unsre vollstündlichste Kolonie geworden. Kein Wunder, sind doch Tausende deutscher Krieger hinausgezogen, das Land der deutschen Flagge zu erhalten, die Greuelthaten der Hereros und Hottentotten zu sühnen und Sicherheit zu schaffen für neue friedliche Arbeit.

Viele haben es sich nicht nehmen lassen, ihre Erlebnisse in dem eigenartigen Lande zu schildern. So ist eine Fülle von Büchern entstanden, deren beste Seite die ist, daß sie die Erinnerung an die Heldentaten unsrer tapfern Krieger bei der Nachwelt wachhalten werden. Es ist manch prächtiges Werk darunter, das bleibenden Wert besitzt.

Über Land und Leute im allgemeinen kann der nicht im unklaren sein, der einige dieser Schilderungen aufmerksam gelesen hat. Südwest ist ein trotziges Land, das sich nur dem erschließt, der eine Kampfnatur ist, den das Bewußtsein, als freier Mann über seinen Besitz zu reiten, für Entbehrungen und Mühsale, für schweres Ringen um den Erfolg seiner Pionierarbeit zu entschädigen vermag. Die Eingebornen treten uns aus diesen Büchern in ihrer ursprünglichen Unzuverlässigkeit und wirtschaftlichen Unbrauchbarkeit entgegen. Noch nichts deutet an, daß sie unsern Ansiedlern mit der Zeit unter dem Zwang der Not willige Mitarbeiter werden könnten. Aber fast allen derartigen Schilderungen haftet der Übelstand an, daß sie uns Land und Leute von der »Rad«, vom Kriegs- oder Jagdzug aus gesehen, zeigen. Nur einige sachmännische, nicht für den Familienkreis bestimmte Werke behandeln das Land vom Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Arbeit. Farmwirtschaft, Viehzucht und Gartenbau oder das Problem der Eingebornenpolitik sind Stoffe, die für das große Publikum wenig verdaulich sind. Nur vereinzelt wird die Massenfrage, die Heinerhaltung der deutschen Bevölkerung und die Ausgestaltung der Kolonie zu einer rein deutschen Familiensiedlung gestreift.

Bis jetzt hat uns aber ein Werk gefehlt, das den deutschen Farmer bei seiner täglichen Arbeit schildert, in seinen Bemühungen, das wilde Land in ein Kulturland umzuwandeln, die Eingebornen zu brauchbaren Mitarbeitern zu erziehen. Fast vergessen ist bisher der Anteil der deutschen Frau an dieser Arbeit geblieben. Schon lange haben wir nach einem Buch gefahndet, das den kolonialbegeisterten deutschen Frauen und Mädchen ein anschauliches Bild gibt von der wichtigen Aufgabe, die der deutschen Frau bei der Schaffung der ersten überseeischen Familiensiedlung unter deutscher Flagge zufällt. Diese Lücke füllt das Buch von Maria Karow aus.

Ihre bei aller Schlichtheit lebendigen, von freundlichem Humor getragenen Schilderungen werden unsrer Kolonie sicher Freunde werben. Namentlich der deutschen Frau werden sie zeigen, daß sich in Südwest ein neues Feld auftut, wo sie mitarbeiten kann an der Gesunderhaltung der Nation, wo sie dem Manne noch eine Mitarbeiterin sein kann im wahren Sinne des Worts.

Zumitten einer fremdartigen unberührten Natur zieht an uns das Alltagsleben einer deutschen Farmerfamilie mit all seinen Mühen und Gefahren, aber auch reichen Freuden und Erfolgen vorüber, wir fühlen den Zauber freien tüchtigen Schaffens, der uns in dem nervenaufreibenden Hasten des modernen Lebens vielfach verloren gegangen ist.

Villa Madama. Wer Rom mit Muße genossen hat und namentlich die Architekturdenkmäler, an denen die Umgebung der Ewigen Stadt so reich ist, im Nahmen der Landschaft zu verstehen bestrebt gewesen ist, auf den wird die kleine Villa am Abhange des Monte Mario, die unter dem Namen der „Villa Madama“ bekannt ist, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben.

Wenn die Nachmittagssonne eines Sommertages noch ihre glühenden Strahlen auf das Häusermeer Roms und die lechzende Campagna sendet, träumt die einsame Villa schon im Schatten des schützenden Berges und ladet mit ihren kühlen Gemächern und ihrem hohen, von zwei Gewölbebogen getragenen Altane zur Einkehr und zur Umschau über das Tibertal nach Ponte Molle hin, über die Häusermassen der Stadt und über die weite Steppe der Campagna, die ostwärts bis zum Albaner- und zum Sabinergebirge ansteigt.

Aber es ist nicht nur die unvergleichliche Lage der Villa, was auf den Besucher einen so eigentümlichen Zauber ausübt, es ist auch der künstlerische Reiz dieses äußerlich so schlichten und leider auch lange recht verwahrlosten Villentorjos, es ist der univervelle Genius Raffaels, der uns hier in seinem letzten und bedeutendsten architektonischen Werke entgegentritt, und den die Pietätlosigkeit späterer Baumeister ebensowenig zu verdunkeln vermocht hat wie der Vandalismus fremder Söldnerscharen und der verheerende Einfluß der Elemente. Was von dem so großartig geplanten Werke zur Ausführung gelangt und bis auf unsre Tage erhalten geblieben ist, läßt erkennen, daß es Raffael auch als Architekt verstand, alle räumlichen Hindernisse nicht nur gleichsam spielend zu überwinden, sondern sie geradezu seiner Kunst dienstbar zu machen und die Formensprache der Antike mit neuem, lebendigem Geiste zu erfüllen.

Freilich, das Schönste, was hier geplant war, der große Hof als Mittelpunkt der ganzen Anlage, die offenen Hallen, das Theater, die Rembahn und die herrlichen Gartenanlagen, ist nur ein Künstlertraum geblieben, oder doch nur zum kleinsten Teile und in sehr modifizierter Gestalt verwirklicht worden, und in die Freude über das, was wir hier greifbar vor uns haben, mischt sich die Wehmut der Erkenntnis, daß auch dieser Torso über kurz oder lang dem gänzlichen Verfall unterworfen sein wird.

Da ist denn ein kürzlich erschienenes umfangreiches Tafelwerk mit Dank zu begrüßen, das berufen scheint, das berühmte Baudenkmal mit all seinen architektonischen Einzelheiten und seinem reichen Schatz an Motiven einer leichten und gefälligen Wand- und Deckendekoration in Stuck und Malerei wenigstens in bildlichen, nach photographischen Aufnahmen in Lichtdruck hergestellten Wiedergaben auf die Nachwelt zu bringen, und das zugleich durch die Reproduktion der alten Originalpläne einen Einblick in die Baugeschichte gewährt. Es trägt den Titel: Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. Begonnen als Semperepreis-Studie 1890 in Rom von Professor Theobald Hofmann. I. Villa Madama zu Rom. Mit 50 Lichtdrucktafeln. (Zittau, Richard Menzel Nachf. — auf der Mappe: Leipzig, Silbersteinsche Verlagsbuchhandlung.) Auf die rein architektonische Seite dieser schönen Publikation einzugehen, müssen wir uns hier versagen, weil sie neben dem berufsmäßigen Kunsthistoriker hauptsächlich den Baumeister interessiert, die beide sicherlich durch ihre Fachzeitschriften auf das genaueste darüber orientiert werden dürften. Auch hat es etwas Mißliches, sich über Konstruktionen von Gewölben, Kuppeln und Treppen oder über die rein dekorativen Motive der Innenausstattung zu verbreiten, wenn man dem Leser nicht zugleich durch Illustrationen eine lebendige Anschauung vermitteln kann. Was jedoch weitere Kreise interessieren dürfte, ist eine Übersicht über die Geschichte der Villa, soweit ihre Besitzer und Bewohner in Frage kommen.

Den Auftrag zum Bau — wir folgen hier den ausführlichen Darlegungen Prof. Dr. Breitfelds, dem die Bearbeitung des Abschnittes „Besitzer und Bewohner der Villa“ zugefallen ist — gab der damalige Kardinal Giulio de' Medici, der nachmalige Papst Clemens der Siebente, ein natürlicher Sohn des am 21. April 1478 im Dome zu Florenz ermordeten Giuliano de' Medici. So wenig Clemens der Siebente in seinen politischen Unternehmungen vom Glück begünstigt war, so sehr bewährte er sich, trotz seiner im übrigen recht haushälterischen Grundsätze, als echter

Mediceer. Seine „Vigna“ am Monte Mario, deren Bau nach Raffaels Tode von Giulio Romano und Antonio da Sangallo d. J. zu einem vorläufigen Abschluß gebracht worden war, ging nach dem am 25. September 1534 erfolgten Tode des Papstes an das Kapitel von Sant' Eustachio über, von dem sie Margarete von Parma („Madama“), eine natürliche Tochter Kaiser Karls des Fünften und der niederländischen Handwerkerstochter Johanna van der Gheynst, käuflich übernahm. Margarete hatte, vierzehn Jahre alt, Alessandro de' Medici, einen Neffen Clemens des Siebenten, geheiratet, war aber schon ein Jahr nach der Hochzeit durch die Bluttat Lorenzinos de' Medici von ihrem brutalen Gatten erlöst worden. Im Jahre 1538 vermählte sie sich mit dem erst zwölfjährigen Ottavio Farnese, dem nachmaligen Herzog von Parma und Piacenza. Auch diese Ehe war unglücklich, weshalb sie im Juni 1559 der Aufforderung ihres Halbbruders Philipps des Zweiten von Spanien, die Statthalterschaft in den Niederlanden zu übernehmen, gern entsprach. Durch Albas Eingriffe in ihre Selbständigkeit als Regentin veranlaßt, zog sie sich 1568 nach Piacenza, später nach Aquila zurück, stand aber von 1580 bis 1583 noch einmal ihrem Sohne, dem berühmten Feldherrn Alessandro Farnese, in den Niederlanden zur Seite.

Nach ihrem Tode blieb die Villa im Besitz des Hauses Farnese, bis dieses am 20. Januar 1731 mit Antonio Farnese im Mannesstamme ausstarb. Elisabeth Farnese, die letzte Trägerin des Namens und die Gemahlin Philipps des Fünften von Spanien, gewann für ihren Sohn Karl, den spätern König Karl den Dritten von Spanien, die Herzogtümer Parma und Piacenza und mit ihnen die Farnesischen Güter. Karl behielt diese Güter, nachdem er die Herzogtümer an Österreich abgetreten hatte. Er wurde der Begründer des sizilischen Hauses Bourbon, das im Jahre 1860 durch Volksabstimmung des Thrones für verlustig erklärt wurde. Nach Franz des Zweiten, des letzten Königs Beider Sizilien, Tode (27. Dezember 1894) gingen die Farnesischen Güter in den Besitz des Grafen von Caserta, eines Bruders, und der Gräfin Trani, einer Schwägerin Franzens über. Als die Gräfin Trani, eine Wittelsbacherin und Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich, starb, vererbte sie ihren Anteil an den Farnesischen Gütern ihrer Tochter Maria Theresia, der Gemahlin des Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern-Sigmaringen, die also nun die Villa Madama gemeinschaftlich mit dem Grafen von Caserta besitzt. J. R. H.

Gespräch im lenkbaren Luftschiff

- „Am sichersten fährt man, wenn man unveränderlich immer Salem Aleikum-Cigaretten raucht.“ —
- „Warum?“ —
- „Weil man dann die großen Vorteile des starren Systems mit dem unschätzbaren Vorzuge der besten Füllung vereinigt.“ —

Salem Aleikum-Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

	Nr. 3	4	5	6	8	10	
Preis:	3½	4	5	6	8	10 Pfg.	das Stück.